

2 Theoretische Perspektiven

In diesem Kapitel werden die drei wichtigsten theoretischen Ansätze erläutert, die der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegen. Als *erster* zentraler Punkt wird im Folgenden zuerst ein Verständnis von nationaler Identität als diskursiv konstruiert herausgearbeitet. Anschließend an eine kurze Ausführung der Diskursbegrifflichkeit liegt dabei der Fokus auf dem kontinuierlichen Charakter von nationalisierenden Identitätsprozessen, in welchen laufend verhandelt wird, wer als ›fremd‹ und ›eigen‹ gilt. Als *zweite* signifikante Analyseperspektive wird auf Intersektionalität zurückgegriffen. Diese Perspektive schärft den Blick dafür, dass Identitäten immer entlang mehrerer Differenzkategorien gleichzeitig markiert werden. Aufbauend auf dem Plädoyer von Intersektionalitätsforscher*innen, Identitätsprozesse auf mehreren Ebenen zu analysieren, werden *drittens* abschließend der Medienbegriff und Theorien von Öffentlichkeit(en) diskutiert, um die spezifischen Ebenen des vorliegenden Untersuchungsgegenstandes Mediendiskurs zu konkretisieren.

2.1 Diskursive Konstruktion nationaler Identität

2.1.1 Diskurs

Aktuelle Ansätze auf dem Gebiet der Diskursanalyse werden stark von der Arbeit und den Terminologien des französischen Philosophen Michel Foucault beeinflusst (z.B. Diaz-Bone 2006; Fraas und Klemm 2005; Miczek 2014). In Foucaults Konzeptualisierung des Diskurses als soziale Praxis wurde der Begriff aus seinem ursprünglichen, sprachlichen Kontext heraus erweitert (Hall 2001, 72; Wodak et al. 2009, 9). In der vorliegenden Studie werden Diskurse als kollektive Prozesse der Wissensproduktion verstanden (Diaz-Bone 2006, 251), die forschungspraktisch als »a group of statements which provide a language for talking about – a way of

representing the knowledge about – a particular topic at a particular historical moment« (Hall 2001, 72) definiert werden.¹

Während es eine Vielzahl unterschiedlicher wissenschaftlicher Konventionen in der Verwendung des Diskursbegriffs gibt, greift die vorliegende Untersuchung auf zwei Überlegungen zurück, die dem Foucault'schen Begriffsverständnis innewohnen.

Erstens ist eine zentrale Signatur von Foucaults Werken seine konstruktivistische Auffassung von Realität; Diskurse sind produktiv (Diaz-Bone 2006, 252; Pieper 2006, 271). Das heißt, dass menschliche Vorstellungen der Realität sich nicht direkt aus objektiven Tatsachen ableiten, sondern vielmehr durch bestimmte, historische und kontextspezifische Diskurse produziert werden. In diesem Sinne bestimmen Diskurse die Möglichkeit des Sagbaren, sie stellen eine »language for talking about« (Diaz-Bone 2006, 252; Hall 2001, 73) bereit. Die Machtwirkungen des Diskurses sind dabei unpersönlich und dezentralisiert (Hall 2011, 67–77). Für die vorliegende Studie heißt das konkret, dass der analysierte Mediendiskurs durch diskursive Darstellungen eine bestimmte Vorstellung von Realität, hier spezifisch von nationaler Identität, produziert. Die Spezifika dieser diskursiv produzierten Vorstellung werden empirisch auf der Ebene von medialen Repräsentationen von Gleichheit (wer sind ›Schweizer*innen‹?) und Differenz (wer ist in der Schweiz ›fremd‹?) herausgearbeitet.

Das *zweite* zentrale Merkmal von Foucaults Realitätsverständnis ist seine Sicht auf das Subjekt. In seiner späteren Arbeit beschäftigte sich Foucault immer mehr mit Fragen nach dem Subjekt (Foucault 1982, 778). Dabei ging es ihm darum, die verschiedenen »modes by which [...] human beings are *made* subjects« (Foucault 1982, 777) zu untersuchen. Mit diesem Fokus auf Subjektivierungsprozesse schließt sich Foucault der konstruktivistischen Kritik des als autonom begriffenen Subjekts an und konzeptualisiert Subjekte als diskursiv produziert im Bereich der Möglichkeiten spezifischer, historisch situierter Machtverhältnisse (Hall 2001, 79; Pieper 2006, 280).² Kurz gesagt: Diskurse wirken sich nicht nur darauf aus, was sinnvoll gesagt werden kann, sondern etablieren damit auch die möglichen Identitätspositionen, die eingenommen werden können. So zeigt Foucault in seiner Genealogie der Sexualität, dass der Diskurs zu Perversion sogenannte ›Perversionen‹ nicht unterdrückt, sondern einen solchen Klassifikationsmodus, und somit die Möglichkeit

1 Foucault historisiert Diskurse konsequent, was bedeutet, dass er Sinn und Wahrheit immer als spezifisch für einen bestimmten historischen Kontext sieht (Hall 2011, 74).

2 Es ist insbesondere die Vorstellung eines Subjekts als souveräner Ursprung von Wissen (meaning), die Foucault kritisiert, da er Wissen nicht als von einem individuellen Bewusstsein, sondern als im Diskurs produziert sieht (Hall 2001, 79). In diesem Sinne ist auch das Subjekt als autonome individualisierte Form der Subjektivität das Ergebnis eines sehr spezifischen (Wissens- und Deutungs-)Musters der Individualisierung (Foucault 1982, 785).

der Identifikation damit, auch produziert hat (Foucault 1977, 59). In der vorliegenden Studie ist die produktive Wirkung des Diskurses in spezifischen Subjekt- bzw. Diskurspositionen von muslimischen Frauen ersichtlich. So wird beispielsweise die Fremd- und Selbstpositionierung als ›säkulare Muslimin‹ erst vor dem Hintergrund der diskursiven Problematisierung ›nicht-säkularer‹ Muslim*innen in den analysierten Mediendebatten sinnhaft.

Letztlich blieb es für Foucault, auch wenn er dem Subjekt in späteren Arbeiten ein gewisses reflexives Bewusstsein zuschrieb, der Diskurs und nicht das Subjekt, der Bedeutung produziert (Hall 2001, 79).³ Da aus dieser Perspektive die Adaptationen und Interpretationen von Diskurslinien, die aus einzelnen Subjektpositionen geäußert werden, nicht konkret fassbar werden (Pieper 2006, 284),⁴ greife ich in der vorliegenden Studie auf akteur*innenorientierte Weiterführungen des Diskurskonzeptes zurück. Aus Sicht der Wissenssoziologie betrachtet, plädiert Keller für ein Verständnis des Subjekts, die es als in historisch verorteten Diskursen sozial und handlungsfähig gemacht, jedoch gleichzeitig als Diskurse verwirklichend und produzierend sieht (2012, 74). Dies ist anschließbar an Butlers Betrachtung des Subjekts als gleichzeitig »addressed«, also performativ konstituiert durch die Benennung im Diskurs, als auch »addressing«, im Sinne der Fähigkeit, einmal benannt, innerhalb des Diskurses zu handeln und selbst zu benennen (Butler 1997, 29).⁵ Mit diesem Ansatz können Akteur*innen sowohl als adressierte Subjekte, d.h. als diskursiv generierte und verfügbare Sprech- und Subjektpositionen, als auch als Subjekte betrachtet werden, die selbst Diskurslinien generieren, verändern oder sogar umbestimmen können (Youdell 2006, 519). Zusammenfassend können mit Kellers und Butlers Konzeptualisierungen Subjekte sowohl als Adressat*innen als auch als handlungsmächtige Mitwirkende am Diskurs betrachtet werden.

Diese Perspektive ermöglicht es mir, mich aus zwei verschiedenen Blickwinkeln auf die im Diskurs auftretenden muslimischen Frauen zu konzentrieren: *Einerseits* wird die ›muslimische Frau‹ als Diskursposition innerhalb eines Deutschschweizer

3 Keller nennt dies einen »Diskurskonstruktivismus ohne Konstrukteure« (2011, 98).

4 Foucaults Konzeptualisierung des Subjekts wird oft als diskursiv determiniert interpretiert. Dies scheint unvereinbar mit interpretativen Forschungsansätzen, die sich auf subjektive Perspektiven konzentrieren (Miczek 2014, 58; Keller 2012). Im Zentrum vieler poststrukturalistischer wissenschaftlicher Diskussionen der letzten Jahre steht laut Keller »die Frage, welches Subjektverständnis angemessen ist, um einerseits der Foucaultschen Analyse der diskursiven und dispositiven Subjektformation Rechnung zu tragen und andererseits das Potenzial einer kritischen Widerständigkeit der formierten Subjekte bewahren zu können« (2012, 72–73). Diese Spannung zwischen Determination und Freiheit wurde in verschiedenen wissenschaftlichen Traditionen aufgegriffen und thematisiert (Keller 2012, 74).

5 Butler weist darauf hin, dass »the very possibility of naming another requires that one first be named« (Butler 1997, 29). Die durch Benennung erhaltene Fähigkeit, im Diskurs zu nennen und dadurch selbst zu produzieren, nennt sie *diskursive Agency*.

Mediendiskurses analysiert. Dabei liegt der Fokus auf dem Subjekt, wie es im Diskurs adressiert wird, also darauf, wie und wann einzelne Akteurinnen als muslimische Frauen benannt werden, und auf der Frage, wie sich die »muslimische Frau« als Sprech- und Subjektposition im Deutschschweizer Mediendiskurs konstituiert. *Andererseits* kommen muslimische Frauen als Akteurinnen in den Blick, die mit ihrer Aneignung und potenziellen Verhandlung der verfügbaren Sprech- und Subjektpositionen sowie mit den spezifischen Inhalten, die sie in öffentlichen Mediendiskursen ausdrücken und weiterverbreiten, zu Darstellungen nationaler Identität beitragen.

2.1.2 Nationale Identität

Im Laufe des 19. Jahrhunderts etablierte sich die Nation zur zentralen Einheit von Staatsorganisation und damit einher gingen Vorstellungen einer innerhalb der Nation geteilten, kollektiven Identität (Kury 2003a, 100–101). Wissenschaftliche Studien dazu wurden seit den 1980er Jahren publiziert (Ichijo und Uzelac 2005, 1). Dabei entwickelte sich Benedikt Anderson zu einem der einflussreichsten Theoretiker zu Nationalismus und nationaler Identität. Insbesondere sein Werk *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (Erstausgabe 1983) wurde zu einem viel zitierten Hauptwerk. Ausgehend von Andersons Annahmen wird im Folgenden die dieser Studie zugrunde liegende Konzeption nationaler Identität aufgearbeitet. Dabei starte ich mit seiner grundlegenden Konzeption nationaler Identität als diskursiv konstruiert und führe seine Ansätze durch die intersektionale Herangehensweise der Soziologin Nira Yuval-Davis fort.

Anderson definiert die Nation als »an imagined political community« (2006, 6) und weist darauf hin, dass eine Gemeinschaft auf der Ebene einer Nation imaginiert sein muss, da sich nie alle Menschen, denen Zugehörigkeit zugeschrieben wird, treffen können. Basierend auf einem historisch-genealogischen Blick auf die Region Süd-Asiens erläutert er zudem, dass die Vorstellung einer gemeinsamen, der Nation zugrunde liegenden Essenz nicht auf einer solchen Gegebenheit beruht, sondern eine Menschengruppe erst retrospektiv als geografisch fassbare Einheit dargestellt wird (2006, 6–7). Damit legte Anderson die Basis für eine konstruktivistische Konzeption nationaler Identität, die spätere Forscher*innen zu Nationalismus größtenteils aufnahmen (Ichijo und Uzelac 2005, 4) und weiterführten (De Cillia, Reisigl und Wodak 1999; Wodak et al. 2009; Wodak und Meyer 2009; Yuval-Davis 2011).

Die vorliegende Studie basiert auf einer solch konstruktivistischen Konzeption von Identität als diskursiver Prozess, in welchem Differenz und Gleichheit entlang verschiedener Differenzkategorien dargestellt werden. Während kollektive Identität beispielsweise an verschiedenen Bezugspunkten festgemacht werden kann (z.B. Mitglieder einer Religionsgemeinschaft, Anhänger*innen eines Fußballvereins, Be-

wohner*innen einer Stadt usw.),⁶ widmet sich der vorliegende Beitrag jenen Identitätsprozessen, die sich auf die Nation als Referenzebene beziehen. Dies ist beispielsweise ersichtlich, wenn in medialen Debatten die ›Kompatibilität‹ von Migrant*innen oder Muslim*innen mit ›der Schweiz‹ in Frage gestellt wird oder wenn vom ›Zusammenleben mit Schweizer*innen‹ die Rede ist. Solche Äußerungen etablieren die Idee einer Nation (Schweiz) und von Menschen, die via ihrer Mitgliedschaft zu der Nation (z.B. Schweizer*innen) identifizierbar und von anderen unterscheidbar sind. In dieser Studie nenne ich die diskursive Darstellung solcher Unterscheidungen *nationalisierende Identitätsprozesse*.

Dabei wird in nationalisierenden Identitätsprozessen »immer das Eigene und das Fremde zugleich definiert« (Kury 2003a, 101) bzw. nationale Charakteristiken werden immer auch in Bezug auf das konstruiert, was nicht dazugehört (Wodak et al. 2009, 7; Wodak und Meyer 2009, 3–4; Yuval-Davis 2011, 17). Diese Identitätsprozesse geschehen entlang zweier miteinander verknüpfter Abläufe: in der diskursiven Konstruktion einer Vorstellung von Gleichheit innerhalb der Gruppe einerseits und von Differenz zwischen teils antagonistisch gedachten Gruppen andererseits (Bucholtz und Hall 2003, 2005; De Cillia, Reisigl und Wodak 1999; Wodak et al. 2009).⁷ Dabei soll hier erneut darauf hingewiesen werden, dass in der vorliegenden Herangehensweise an Identität sowohl Gleichheit als auch Differenz nicht als vordiskursive Realitäten gehandhabt, sondern als in diskursiven Darstellungen von gemeinsam geteilten bzw. nicht-geteilten Merkmalen konstruiert verstanden werden. Da in nationalisierenden Identitätsprozessen sowohl die Identität des ›Selbst‹ als auch jene der ›Anderen‹ konstituiert wird,⁸ werde ich im Folgenden das Begriffs-

6 Diese kollektiven Identitäten können unter Umständen als mit einer ›nationalen Identität‹ zusammenhängend konzipiert werden, so beispielsweise wenn die Mitgliedschaft in gewissen Religionsgemeinschaften als Zeichen der Zugehörigkeit zur Nation verstanden wird oder aber wenn die Anhänger*innen des nationalen Fußballteams potenziell als (loyale) Mitglieder der Nation gewertet werden.

7 Bucholtz und Hall nennen diese Prozesse »tactics of adequation and distinction« (2005, 599), während Wodak et al. (2009) von Strategien der Assimilation und Dissimilation sprechen. In dieser Studie verwende ich weder »Taktiken« noch »Strategien«, da diese Begrifflichkeiten eine grundlegende Intentionalität evozieren. Ich spreche von Identitätsprozessen sowie von Darstellungen von Differenz und Gleichheit. Damit soll darauf hingewiesen werden, dass es normative Differenzdarstellungen gibt, die möglicherweise ohne eine spezifische Intention und teilweise vielleicht ohne Bewusstsein des differenzzuschreibenden Charakters der Aussage geäußert werden. Zudem bleibt die bewusste oder unbewusste Natur der diskursiven Differenzdarstellung im Rahmen dieser Studie unbestimmt, da Intentionen nicht im Fokus stehen und im Rahmen einer Mediendokumentalanalyse nur sehr bedingt mitgedacht werden können.

8 In Anlehnung an Baumann und Gingrich sehe ich dabei die Konstruktion von Gleichheit innerhalb der Gruppe und von Differenz gegenüber einer ›anderen‹ als zwei Seiten desselben Prozesses, den Baumann und Gingrich »selfing/othering« nennen (2005, 19). Anschließend

paar ›selbst‹/›andere‹ sowie die auf den emischen Wortlaut zurückgehenden Worte ›fremd‹/›eigen‹ verwenden.

2.2 Intersektionalität

Ich schließe ich in der vorliegenden Studie an eine zentrale Weiterführung von Andersons Theorien nationaler Identität durch Yuval-Davis an. Sie erläutert in ihrer Arbeit zu nationalistischen Projekten (u.a. in Großbritannien), dass nationale Identität immer entlang verschiedener Differenzparameter etabliert wird. Dabei weist sie darauf hin, dass die Kategorien ›Gender‹ sowie ›Ethnizität‹/›Rasse‹ in allen von ihr analysierten nationalisierten Identitätsprozessen einen hohen Stellenwert haben (Yuval-Davis 1997, 1993). Auf dieser Grundlage kritisiert sie Anderson, der in seinem Werk weder die Bedeutung von Gender und Geschlechtervorstellungen in nationalisierenden Differenzdarstellungen mitdenkt noch die Kategorie ›Rasse‹ als relevant erachtet. So interpretiert Anderson beispielsweise nationalistische Rhetorik, die von gemeinsamen »Blutlinien« spricht, ausschließlich als Klassenargumentation (z.B. »blue-blood«) (2006, 149).⁹

Im Gegensatz zu Anderson basiert Yuval-Davis Herangehensweise grundlegend auf einem intersektionalen Ansatz, der alle für ein bestimmtes historisch und situativ spezifisches gesellschaftliches Phänomen relevanten Differenzkategorien mit einbezieht. In der vorliegenden Studie wird Intersektionalität als Analyseperspektive verstanden, mit welcher Identitäten nicht als eindimensional, sondern als mehrdimensional entlang verschiedener Differenzkategorien konstituiert begriffen werden können. Ziel intersektionaler Analysen ist die Untersuchung der Wechselwirkung sowie der gegenseitigen Ko-Konstitution verschiedener Differenzkategorien und deren Bedeutung in Identitätsprozessen (Degele und Winker 2007, 1).¹⁰

Spätestens seit den Werken Crenshaws (1989), auf welche der Begriff der Intersektionalität zurückgeführt wird, hat sich Intersektionalität zu einem der aktuellsten und wichtigsten Forschungs- und Theoriebeiträge der Frauen- und Geschlechterforschung entwickelt (McCall 2005, 1771; Purtschert und Meyer 2010, 130).¹¹ Inter-

an (postkoloniale) Konzeptionen des Otherings (Purtschert und Fischer-Tiné 2015; El-Tayeb 2016) liegt der Mehrwert der Begrifflichkeit »selfing/othering« meines Erachtens in der Unterstreichung des relationalen Charakters des Prozesses, in welchem immer zugleich ›fremd‹ und ›eigen‹ konstituiert werden.

9 Diese Auslassung wurde seither insbesondere von Seiten der Postcolonial Studies kritisiert (Özkirimli 2000, 191–194).

10 Der Fokus von intersektionalen Analysen liegt also auf den »relationships among multiple dimensions and modalities of social relations and subject formations« (McCall 2005, 1771).

11 Der Begriff ›Intersektionalität‹ selbst wurde 1989 von Crenshaw, einer Schwarzen amerikanischen Feministin, Critical-Race-Theoretikerin und Rechtsgelehrten eingeführt. Basierend

sektionalitätsansätze haben eine lange Geschichte, die eng mit frühen Sklav*innen-befreiungs- und Frauenbewegungen zusammenhängt. Als illustratives Beispiel der frühen Äußerungen zentraler Elemente der Intersektionalitätsdebatte wird häufig auf Sojourner Truth verwiesen, die im 19. Jahrhundert als Schwarze Arbeiterin die gängige Vorstellung von fragiler Weiblichkeit mit den Worten »Ain't I a Woman?« als spezifisch Weiß konnotiert entlarvte (Purtschert und Meyer 2010, 132; Winker und Degele 2015, 11; Yuval-Davis 2011, 4).¹² Seither haben Interventionen von insbesondere Schwarzen feministischen Forscher*innen wiederholt die Limitationen von Geschlecht als singuläre analytische Kategorie aufgezeigt und dazu geführt, dass Intersektionalität als »analytic sensibility« (Cho, Crenshaw und McCall 2013, 795) etabliert werden konnte.

Entsprechend dem Ursprung der Intersektionalitätsbegrifflichkeit in einem Antidiskriminierungsumfeld befasst sich eine Vielzahl intersektionaler Analysen mit Marginalisierungsprozessen (Yuval-Davis 2011, 8). Diese Herangehensweisen greifen unter anderem auf Crenshaws Definition von Intersektionalität als »the multidimensionality of marginalized subjects ›lived experiences‹« (1989, 139) zurück. Gelehrte, so beispielsweise Yuval-Davis und Floya Anthias, kritisieren diese Perspektiveneinengung und plädieren dafür, in intersektionalen Herangehensweisen alle Mitglieder einer Gesellschaft in den Blick zu nehmen, denn »everybody, not just racialized minorities, have ›ethnicities‹ and [...] are not just ›human being‹ but are also gendered, classed, ethnocized etc.« (Yuval-Davis 2011, 8). In der vorliegenden Studie möchte ich an diese Kritik anschließen und darauf hinweisen, dass in intersektionalen Analysen von marginalisierenden Differenzdarstellungen mitgedacht werden muss, dass in solchen immer gleichsam auch hegemoniale Gesellschaftsmitglieder identifiziert werden. So findet beispielsweise in den Darstellungen von Muslim*innen als ›fremd‹ in Schweizer Mediendiskursen immer auch eine Selbst-Identifikation des schweizerischen ›Selbst‹ statt, wobei beide gleichsam entlang verschiedener

auf der Analyse von mehreren Gerichtsverhandlungen erläuterte sie, dass die Diskriminierung Schwarzer Frauen in juristischen Anklagen nicht anerkannt wird, da Diskriminierung juristisch nur entlang singulärer Differenzachsen gedacht wurde. Die erlebte Benachteiligung konnte aber weder als lediglich rassistisch noch als lediglich sexistisch etabliert werden (Crenshaw 1989, 141–143). Das Problem, so Crenshaw, ist, dass »in race discrimination cases, discrimination tends to be viewed in terms of sex- or class-privileged Blacks; in sex discrimination cases, the focus is on race- and class-privileged women« (1989, 140). Crenshaw zeigte dabei auf, dass Diskriminierung nicht entlang einer einzigen, sondern vielmehr entlang mehrerer, sich überschneidender Differenzkategorien geschieht und deshalb in Praktiken der Rechtsprechung ein »single-axis framework« unzureichend ist.

- 12 Die Rahmung ihrer Aussage zitieren Purtschert und Meyer wie folgt: »That man over there say a woman needs to be helped into carriages and lifted over ditches and to have the best place everywhere. Nobody ever helped me into carriages or over mud puddles or gives me a best place [...] Ain't I a woman?« (Truth 1993, 38, zitiert in Purtschert und Meyer 2010, 132).

Differenzkategorien konstituiert werden. Spezifisch weist dabei die ungleichmäßige Erwähnung der charakterisierenden Differenzkategorien auf die Machteffekte von Diskursen hin, die gewisse Positionierungen als unbenannte Normen etablieren.¹³

In bisherigen Auseinandersetzungen mit Intersektionalität als wissenschaftliche Perspektive sowie konkrete Methode können drei Diskussionsfelder als wiederkehrend etabliert werden: (1) Wie viele und welche Differenzkategorien sind relevant? (2) Wie stehen die Kategorien in Relation zueinander? und (3) Welche Analyseebenen sollen in intersektionalen Ansätzen miteinbezogen werden? Der in der vorliegenden Studie gewählte Ansatz soll im Folgenden entlang dieser drei Debatten konkretisiert werden.

2.2.1 Festsetzung der Differenzkategorien

Die erste dieser Fragen ist jene nach der numerischen und inhaltlichen Fixierung von analyseleitenden Differenzkategorien (Purtschert und Meyer 2010, 130). Klassische Ansätze zu Intersektionalität drehen sich dabei um die Kategorien-Triade »race, class and gender«, die als zentral verstanden werden (McCall 2005; Klinger 2003; Knapp 2005).¹⁴ Dabei ist es Vertreter*innen dieser Herangehensweise ein Anliegen, die potenzielle Vielzahl von Differenzkategorien zu begrenzen, um eine gemeinsame Grundlage intersektionaler Analysen und Vorstöße zu schaffen (z.B. Butler 2011, 196; Klinger 2003, 17–25).¹⁵ Der zentralste Kritikpunkt an der Fixierung von als relevant erachteten Differenzkategorien ist, dass Relevanz und

13 Zum Beispiel wenn von »Arbeiterinnen« und »Schwarzen Arbeiterinnen« gesprochen wird und somit die Attribution »Weiß« unausgesprochen bleibt, oder wenn von »Schweizer*innen« und »muslimischen Schweizer*innen« gesprochen wird und somit die Attribution »nicht-muslimisch/christlich/säkular« unausgesprochen bleibt.

14 Knapp führt aus, dass die Ankunft der Triade »Rasse – Klasse – Geschlecht« eine besondere Herausforderung für den deutschsprachigen akademischen Kontext darstellte. Insbesondere die Erwähnung des Begriffs »Rasse« als Identitätsgrundlage wurde sowohl in der allgemeinen Öffentlichkeit als auch in der wissenschaftlichen Arbeit seit der NS-Geschichte tabuisiert (Knapp 2005, 258). Knapp weist jedoch darauf hin, dass im deutschen Kontext »underlying the striking taboo connected to *Rasse* there is a uncanny continuity in the imaginary of an ethnically homogeneous nation« (2005, 258). Diese Thematik wird in der vorliegenden Studie in Kapitel 3.1 genauer ausgeführt.

15 Butlers Skepsis bezüglich der schier Unendlichkeit möglicher Differenzkategorien bezieht sich insbesondere auf die Möglichkeit politischer Intervention, so erklärt sie: »The theories of feminist identity that elaborate predicates of color, sexuality, ethnicity, class, and able-bodiedness invariably close with an embarrassed »etc.« at the end of the list [...] what political impetus is to be derived from the exasperated »etc.« that so often occurs at the end of such lines?« (2011, 196).

Anzahl verschiedener Differenzkategorien vom historisch und situativ spezifischen Untersuchungsgegenstand sowie der Untersuchungsebene abhängen.

In ihrer intersektionalen Analyse nationalisierender Identitätsprozesse argumentiert Yuval-Davis beispielsweise dafür, dass »in specific historical situations and in relation to the daily lives of specific people there are some social divisions which are more important than others in constructing their specific positionings relative to others around them« (2011, 9). Gleichzeitig aber sieht sie dennoch gewisse Differenzkategorien, spezifisch beispielsweise »gender, stage in the life cycle, ethnicity and class« als global relevant in der Art und Weise, wie sie Menschen betreffen (2011, 9). In ähnlicher Weise weisen Winker und Degele (2015, 16) darauf hin, dass unterschiedliche Differenzkategorien kontextspezifisch verschieden wirksam sind, und plädieren in ihrem Vorschlag einer intersektionalen Mehrebenenanalyse dafür, auf der Ebene individueller Identitätskonstruktion und symbolischer Repräsentation für eine Pluralität solcher Kategorien offen zu sein. Auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturen, in ihrem Beispiel auf der Ebene »des inzwischen weltweit dominierenden kapitalistischen Systems« (Winker und Degele 2015, 37) und der strukturellen Verhältnisse des darin etablierten Arbeitsmarktes, begrenzen sie sich jedoch auf die vier deduktiv erarbeiteten Differenzkategorien »Klasse, Geschlecht, »Rasse« und Körper« (2015, 38).

Während die Wahl dieser vier Kategorien durchaus nachvollziehbar aufgearbeitet wird (Winker und Degele 2015, 38–41), stimme ich Purtschert und Meyer zu, die darauf hinweisen, dass eine Analyse mit dem Anspruch, die emisch gesellschaftspolitischen Bedeutungen von Differenzkategorien empirisch zu ermitteln, einer zirkulären Schlussfolgerung zu verhaften scheint, wenn sie Anzahl und Relevanz von Differenzkategorien vorgängig festlegt (Purtschert und Meyer 2010, 137). Daher sehen Purtschert und Meyer die empirische Offenheit für verschiedenste, kontextbedingt relevante Differenzkategorien als »Bedingung, nicht Grenze einer kritischen intersektionalen Forschung« (2010, 139).¹⁶ Wenn die vorliegende Studie also auf Degele und Winkers intersektionale Mehrebenenanalyse zurückgreift, werden auch auf der Ebene der Medienstruktur die wirksamen Kategorien induktiv aus dem Datenmaterial herausgearbeitet.¹⁷

Differenzkategorien werden dabei als »category of practice« (Brubaker 2013, Boulila 2019) verstanden und auf der Ebene des emischen Diskurses analysiert.

16 Dieser Studie liegt daher ein qualitativ-induktives Vorgehen zugrunde, mit welchem die spezifischen inhaltlichen Kategorien identifiziert wurden, die in der Darstellung von Differenz in Islamdebatten in der Schweizer Öffentlichkeit herangezogen wurden (zum methodischen Vorgehen siehe Kapitel 4).

17 Nina Degele, Soziologin und Professorin für Gender Studies, und die Sozialwissenschaftlerin und Professorin für Arbeitswissenschaft und Gender Studies, Gabriele Winker, konzentrieren sich in ihrer gemeinsamen Forschung auf die Analyse sozialer Ungleichheiten unter Einbezug der Ebenen Struktur, Identität und Repräsentation (mehr dazu siehe Kapitel 2.2.3).

Dies gilt für Kategorien wie ›Kultur‹, ›Herkunft‹, ›Geschlecht‹, aber auch ›Religion‹.¹⁸ Yuval-Davis sieht Religion als »major principle around which both national and transnational political projects of belonging are being organized« (2011, 44). Dies steht im starken Kontrast zu Andersons funktionalistischer Konzeption von Religion. So versteht Anderson den Nationalismus unter anderem als Ablösung des kulturellen Systems »religiöse Gemeinschaft« (2006). In ähnlicher Weise haben auch andere Theoretiker*innen den Zusammenhang zwischen Religion und Nationalismus als funktionale Ablösung oder als evolutionäre Sequenz konzipiert (Zubrzycki 2010, 606–608). Diese Konzeptionen beruhen jedoch auf fragwürdigen Vorannahmen bezüglich Religion und verhindern eine empirische Analyse der Art und Weise, in welcher Religion und religiöse Zugehörigkeit als relevant hinsichtlich nationaler Identität dargestellt wird (Zubrzycki 2010, 619–620). Mit Yuval-Davis' Herangehensweise kann Religion als eine diskursiv konstituierte Differenzkategorie in den Blick genommen werden, welcher in nationalisierenden Identitätsprozessen potenziell Relevanz zugeschrieben wird.

Gerade hinsichtlich des dieser Studie zugrunde liegenden Fokus ist dies relevant, denn »identifying one's object of analysis as ›Muslims‹, for example, highlights religious affiliation and, at least implicitly, religiosity; it also marks the population of interest as different from the surrounding population in both religion and religiosity. This risks foregrounding religion (and religious difference) as a frame of reference« (Brubaker 2013, 5). Dies unterstreicht einen wesentlichen Punkt dieser Studie: Im Blick stehen nicht von der Forscherin als muslimische Frauen identifizierte Akteurinnen (category of analysis), sondern vielmehr solche, die in diskursiven Fremd- oder Selbstdarstellungen als muslimische Frauen markiert werden (category of practice). In diesem Sinne geht es genau um jene Momente in medialen Debatten, in denen »religion (and religious difference) as a frame of reference« (Brubaker 2013, 5) in den Vordergrund gerückt wird.

2.2.2 Relation zwischen den Differenzkategorien

Dies führt uns zu der zweiten zentralen Debatte innerhalb intersektionaler Literatur, und zwar der Frage, wie die verschiedenen Differenzkategorien in Relation zueinander stehen. Während Crenshaws Arbeit das Bild einer Verkehrskreuzung (intersection) aufbringt, in welcher verschiedene Differenzkategorien zusammenkommen, um mehrfache Unterdrückungsszenarien zu kreieren (Yuval-Davis 2006,

18 ›Religion‹ ist in der vorliegenden Studie immer als emische Diskurskategorie im Blick, das heißt, der Begriff sollte immer in einfachen ›Anführungszeichen‹ stehen. Der Einfachheit halber werden die Begriffe ›Kultur‹, ›Herkunft‹, ›Geschlecht‹ und ›Religion‹ jedoch im Folgenden ohne Anführungszeichen verwendet. Anführungszeichen werden lediglich an Stellen angeführt, an denen die diskursive Konstruiertheit der Kategorien hervorgehoben werden soll.

196), wurde diese additive Herangehensweise seither vermehrt kritisiert (Dietze 2008). Alternativ schlägt Kulturwissenschaftlerin Gabriele Dietze vor, die Differenzkategorien als interdependent im Sinne von »voneinander abhäng[ig]« (2008, 28) zu denken, und Knapp weist darauf hin, dass Kategorien nicht nur individuell, sondern immer auch in Relation zueinander analysiert werden müssen, um herauszuarbeiten, wie sie in Bezug zueinander wirken und konstituiert werden (2005, 259). Leslie McCall unterscheidet in ihren sozial- und politikwissenschaftlichen Forschungsansätzen zwischen »intra-categorical« und »inter-categorical« Herangehensweisen, wobei sich Erstere mit der inhaltlichen Konstitution einer Differenzkategorie befassen und Letztere sich auf die Verhältnisse zwischen den Kategorien konzentrierten (2005, 1773–1774).¹⁹

In der vorliegenden Studie sind daher folgende Fragen analyseleitend: Welche Differenzkategorien sind in den analysierten nationalisierenden Identitätsprozessen ersichtlich? Wie werden sie dabei inhaltlich definiert (intra-categorical)? Und wie stehen die Kategorien im Verhältnis zueinander bzw. konstituieren sie sich in Relation zueinander (inter-categorical)? In der vorliegenden Studie zeigt sich durch diese Perspektive konkret, wie in Diskursen zu Muslim*innen in der Schweiz die Differenzkategorien Religion, Herkunft und Geschlecht in Differenzdarstellungen hinzugezogen werden und wie sie dabei in unterschiedlicher Weise miteinander verbunden sind.

2.2.3 Intersektionalität als Mehrebenenanalyse

Während anfängliche Forschungsansätze sich meist nur auf die Ebene individueller Identitätsbildung oder alternativ auf jene gesellschaftlicher Repräsentationen konzentriert haben (Degele und Winker 2007, 2), gab es seither vermehrt Vorstöße, Identitätsprozesse auf mehreren Ebenen zu untersuchen (Knapp 2005; McCall 2005). Die vorliegende Studie beruht auf der Konzipierung von *Intersektionalität als Mehrebenenanalyse*, wie sie Degele und Winker ausgeführt haben (2007, 2015). Sie berücksichtigen die Bedeutung verschiedener Differenzkategorien auf drei konkreten Ebenen: *Sozialstruktur*, Prozessen der *individuellen Identitätskonstruktion* sowie in *symbolischen Repräsentationen (hegemonialen Diskurslinien)*. Der Fokus dabei liegt auf diskursiven Identitätsprozessen (individuell und kollektiv), in welchen Differenzkategorien herangezogen werden, um Differenz und Gleichheit zu markieren, sowie auf den Strukturen und Repräsentationskontexten, in welchen diese Diskurspraxen eingebunden sind (Degele und Winker 2007, 3–4). Auf diese Weise kommen

19 McCall unterscheidet zusätzlich eine dritte Kategorie, und zwar die »anti-categorical approaches« (McCall 2005, 1773–1774). Diese bezieht sich auf die Dekonstruktion von Differenzkategorien.

die Wirkungen und Wechselwirkungen von Differenzkategorien auf unterschiedlichen Ebenen in den Blick. Der Fokus der intersektionalen Analyse liegt dabei, wie bereits von Cho, Crenshaw und McCall (2013, 797) erwünscht, »[on] the way things work rather than who people are«. Im Folgenden stelle ich die drei Ebenen kurz vor und erläutere, wie sie in der vorliegenden Studie für den Gegenstand Mediendiskurs konkretisiert werden.

1. Sozialstruktur

Auf der Ebene der *Sozialstruktur* (Makro- und Mesoebene) konzentrieren sich Degele und Winker auf Organisationen und Institutionen, die für den untersuchten Gegenstand relevant sind (2015, 19; 2007, 4). In der vorliegenden Studie geht es dabei um Strukturen des Mediendiskurses, d.h. Medieninstitutionen, die Diskursöffentlichkeiten konstituieren und die den Zugang dazu in unterschiedlicher Weise regulieren. Dabei wird zwischen massenmedialen Print-, Fernseh- und Radioinstitutionen, die komplexe und professionalisiert geregelte Öffentlichkeiten bilden, und Online-Medienplattformen unterschieden, in denen Zugang (mehr oder weniger) voraussetzungslos gestaltet ist (mehr dazu siehe Kapitel 2.3). Indem beide in die Analyse einbezogen werden, ist es möglich, die spezifische Machtwirkung massenmedialer Diskurse als »ermöglichende und begrenzende Rahmen für die Konstruktion und Inszenierung von Identitäten« (Winker und Degele 2015, 74) zu erfassen.

Zusätzlich zu Medieninstitutionen werden in der vorliegenden Studie auf struktureller Ebene Vereine in die Analyse miteinbezogen. In diesen Vereinen organisieren sich Muslim*innen und spezifisch muslimische Diskursakteurinnen. Zudem wird über sie der Zugang zur institutionalisierten Medienöffentlichkeit als repräsentative Ansprechpersonen geregelt. Dabei wirkt die staatliche Regelung von Religion(en) in Wechselwirkung mit der jeweiligen Organisationsstruktur. So wird die Vielfalt an muslimischen Organisationen einerseits zum Hindernis zur staatlichen Anerkennung des Islams als Religion (z. B. keine klare Ansprechperson) erklärt und gleichzeitig eröffnet die staatliche Nicht-Anerkennung des Islams die Möglichkeit einer vielfältigen Vereinsbildung, die verschiedenste Ansprechpersonen für Medieninstitutionen bereitstellen. Dies führt zu einer Pluralität muslimischer Diskurspositionen in den analysierten Mediendokumenten.

2. Symbolische Repräsentationen (hegemoniale Diskurslinien)

Unter *symbolischer Repräsentation* verstehen Winker und Degele Darstellungen von Normen und Werten bzw. »Bilder, Ideen, Gedanken, Vorstellungen oder Wissens-elemente, welche Mitglieder in einer Gruppe, Gemeinschaft oder Gesellschaft kollektiv teilen. Dazu gehört etwa das Alltagswissen zu Geschlecht und Sexualität, die als natürliche Tatsachen erscheinen« (2015, 21). Dabei bleibt die konkrete empiri-

sche Untersuchungsebene solcher *symbolischer Repräsentationen* in ihren Ausführungen unspezifisch.²⁰ Referenzen zu »gesellschaftlichen Diskursen« als »wiederholende und zitierende sprachliche Praxis« (Degele und Winker 2007, 9) lassen darauf schließen, dass sie symbolische Repräsentationen auf der Ebene von Diskursen ansetzen, wobei verschiedentliche Aussagen hinzugezogen werden, um darin vorhandene *hegemoniale Diskurslinien* herauszuarbeiten. In einem explizierten Beispiel besteht das von Winker und Degele hinzugezogene Material, aus welchem sie symbolische Repräsentationen gesellschaftlicher Schönheitsideale herausarbeiten, aus »Daily Soaps, Werbetexten, Zeitungen mit Millionenaufgabe oder populäre[n] Internetforen« sowie »Massenmedien« (2015, 93). Ob die Hegemonialität bestimmter Repräsentationen jedoch beispielsweise aus ihrer quantitativen Wiederholung (in verschiedenen Formaten) oder ihrer antizipierten Reichweite (»Millionenaufgabe«) geschlossen wird, bleibt unklar.²¹

Gerade weil die vorliegende Studie sich explizit auf (massen)mediale Diskurse konzentriert, die oftmals als Beispiele gesamtgesellschaftlicher Repräsentationen angebracht werden, erachte ich es als notwendig, klar zu etablieren, was ich auf der Ebene *symbolischer Repräsentationen* in den Blick nehme. Unter dem Begriff *symbolische Repräsentationen* werden in der vorliegenden Studie die *hegemonialen Diskurslinien* innerhalb der komplexen, massenmedialen Mediendiskursöffentlichkeit verstanden.²² Dabei wird nicht ausgeschlossen, dass auch innerhalb von Print-, Fernseh- und Radiobeiträgen alternative Diskurslinien geäußert werden können. Als hegemonial werden in der vorliegenden Studie spezifisch jene Diskurslinien bezeichnet, die durch mindestens eine der folgenden drei Kriterien identifizierbar sind:

- (1) Sie sind in übergreifenden Medienrepräsentationen, also in Titelseetzungen, Einleitungen oder Schlusssetzungen von Medienpublikationen ersichtlich.
- (2) Sie wirken diskussionsleitend, beispielsweise wenn sie in zentralen Fragestellungen von Mediendokumenten auftauchen oder durch Moderator*innen wiederholt aufgegriffen werden.²³

20 So erklären sie beispielsweise, dass »Normen, Ideologien und Repräsentationen den Status hegemonial abgesicherter Begründungen [erhalten]« und es »solche Repräsentationen wie auch Strategien ihrer Rechtfertigung [...] zu identifizieren [gelte]« (Degele und Winker 2007, 4), jedoch bleibt die empirische Grundlage, auf welcher sie identifiziert werden, vage (2007, 4, 9–10).

21 Dies ist auch insofern zu kritisieren, als damit in solchen Diskursen bereits vorkommende Alternativvorstellungen möglicherweise unbeachtet bleiben oder aber zumindest nicht expliziert wird, inwiefern diese in die Analyse einfließen.

22 Mehr zur Konzeption medialer Öffentlichkeiten siehe Kapitel 2.3 und zu der Konkretisierung des Forschungsgegenstandes entlang relevanter Medienplattformen in der Schweiz siehe Kapitel 4.

23 Der Hauptfokus der vorliegenden Studie liegt auf einer qualitativen Analyse des Mediendiskurses. Wenn von »wiederholt« gesprochen wird, meint dies, dass gewisse Argumentations-

(3) Sie werden in Medienpublikationen als größtenteils unhinterfragtes Wissen bzw. als Fakten dargestellt, so beispielsweise in erklärenden Videoeinspielungen in Diskussionsendungen oder wenn sie von institutionell angebundenen Medienexpert*innen (z.B. SRF-Religionsexpert*innen) geäußert werden.

Dabei soll nicht abgesprochen werden, dass auch weitere Diskursakteur*innen hegemoniale Diskurslinien (re)produzieren können. Die vorgestellte Operationalisierung dient jedoch dazu, gerade solche individuellen (Re-)Produktionen und davon abweichende Diskurslinien identifizieren zu können. Bezogen auf den vorliegenden Untersuchungsgegenstand wird in hegemonialen Diskurslinien ein bestimmtes Wissen davon etabliert, was Muslim*innen (in der Schweiz) bzw. Schweizer*innen sind, und zwar unabhängig davon, ob dieses Wissen in konkreten Einzelfällen zutrifft oder nicht.

3. Individuelle Identitätskonstruktion

Als dritte Ebene konzentrieren sich Winker und Degele auf Prozesse der Identitätskonstruktion auf der Mikroebene (2015, 19–20). Sie betrachten dabei die individuellen Darstellungen von Identität entlang verschiedener Differenzkategorien, die sie empirisch auf der Grundlage von Interviews fassen (2015, 72). In der vorliegenden Studie werden individuelle Identitätskonstruktionen von muslimischen Frauen in Medieninterviews und Diskussionen, so beispielsweise in Fernseh- und Radiosendungen oder in Zeitungsinterviews, sowie anderweitige mediale Fremd- und Selbstrepräsentationen analysiert. Konkret geht es darum, welche Subjektpositionen in den Medien dargestellt werden und wie diese als Diskurspositionen eingeführt und bewertet werden. Dabei ist mitzudenken, dass diese Interaktionen und Darstellungen immer bereits innerhalb des Mediendiskurses, also innerhalb institutionalisierter Strukturen und hegemonialer Diskurslinien stattfinden. Während qualitative Forschungsinterviews Identitätskategorien abfragen könnten, welche für Individuen in bestimmten alltäglichen Lebenssituationen eine – oder auch keine – Rolle spielen, geht es in dieser Analyse explizit darum, herauszuarbeiten, wie individuelle Identitätskonstruktionen im Sinne von Fremd- und Selbstpositionierungen innerhalb eines spezifisch eingegrenzten, vermachteten Diskurses geschehen und bewertet werden. Dies ermöglicht es, das Spannungsverhältnis zwischen individuellen Subjektpositionen und hegemonialen

linien mehrere Male (mehr als zwei) vorkommen. Wichtig ist dies im Vergleich zu anderen, die nur ein- oder zweimal im Datensatz ersichtlich sind.

Darstellungen kollektiver Identität sichtbar zu machen und (Re-)Produktionen,²⁴ Adaptionen, aber auch Subversionen hegemonialer Diskurslinien zu identifizieren.

Im Zentrum der abschließenden Analyse stehen somit die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Ebenen. Diese werden in dieser Studie vom Schwerpunkt der *symbolischen Repräsentationen* bzw. der *hegemonialen Diskurslinien* her analysiert. Sie bilden den »normativen Rahmen für Intelligibilität, [...] soziale Sinnhaftigkeit und Anerkennung« (Winkler und Degele 2015, 75).²⁵ Damit verfügen hegemoniale Diskurslinien über ein begrenzendes, aber auch über ein produktives Potenzial, indem sie im Diskurs anerkannte Subjektpositionen schaffen und andere als nicht intelligibel etablieren. Zudem macht der konsequente Blick auf die Wechselwirkungen eine induktive Herangehensweise realisierbar, da jene Kategorien, die auf mehreren Ebenen vorkommen und miteinander in Verbindung stehen, in den Vordergrund rücken. Diese Perspektive schränkt die Anzahl relevanter Differenzkategorien ein und ermöglicht es, potenzielle zusätzliche Kategorien, die beispielsweise auf der Ebene individueller Identitätskonstruktionen vorhanden sind, in Relation (z.B. als Adaptionen, Ergänzungen, Subversionen) zu den in hegemonialen Diskurslinien vorhandenen Differenzkategorien zu interpretieren.

2.3 Medien und Öffentlichkeit(en)

Die Frage, welche Personen zu der diskursiv konstituierten nationalen Identität gehören, also als Mitglieder einer Nation gehandhabt werden und welche nicht, wird kontinuierlich auf verschiedenen Ebenen ausgehandelt. Die Verfestigung und Verbreitung einer bestimmten Darstellung nationaler Identität sieht Anderson durch die Entstehung eines »printing press capitalism« begünstigt, in welchem in der Verbindung von kapitalistischer Marktwirtschaft und Drucktechnologie eine weit rezipierte, gemeinsame Öffentlichkeit entstand. Nur durch die Etablierung dieser Öffentlichkeit hätten sich Vorstellungen nationaler Identität verbreiten können (Anderson 2006, 37). In diesem Sinne liegt der Fokus bei Anderson auf Top-down-(Re-)Produktionen nationaler Identität. Die Printmedien sind jedoch lediglich eine mögliche Ebene nationaler Identitätskonstruktionen. In der vorliegenden Studie liegt der zentrale Fokus auf einer weit rezipierten, gemeinsamen massenmedialen

24 Winkler und Degele (2015) sprechen hier von Reproduktionen. In der vorliegenden Studie soll mit der Klammerung (z.B. (Re-)Produktionen) visualisiert werden, dass der aktive Beitrag muslimischer Akteurinnen in der Etablierung von Diskurslinien als hegemonial nicht nur eine ledigliche Reproduktion, sondern immer auch eine aktive Produktion ist. Die Vorsilbe (Re-)markiert hier lediglich das Verhältnis zwischen geäußerten Inhalten und hegemonialen Diskurslinien.

25 Zu Genauerem zur Verhandlung von Anerkennung und Legitimität siehe Kapitel 7.

Öffentlichkeit in der Deutschschweiz. Zusätzlich werden Online-Öffentlichkeiten auf Webseiten und sozialen Medien miteinbezogen. Die spezifischen Ebenen medialer Öffentlichkeit(en) werden im Folgenden herausgearbeitet.

2.3.1 Medienbegriff

Seit den 1980er Jahren und in den damals entstehenden Medien- und Kommunikationswissenschaften wird der Medienbegriff für Vermittelndes bzw. für Vermittlungsinstanzen verwendet. Dabei kann mit dem Begriff »Medium« jegliche Erweiterung der Sinnesorgane und der körperlichen Fähigkeiten gemeint sein; so beinhaltet ein breiter Medienbegriff neben Sprache und Schrift auch Kleidung, Häuser oder Computer (Krüger 2012, 14, Künzler 2013, 54). Für die vorliegende Studie wird dieses Medienverständnis auf die Vermittlungsinstanzen von Kommunikation begrenzt. So werden Medien im Folgenden spezifisch als Hilfsmittel zur »Behebung der raum-zeitlichen Beschränkung »natürlicher« Kommunikation« (Fraas und Klemm 2005, 5) verstanden. Als Medien gelten somit einerseits Übertragungs-, Verarbeitungs- und Speicherungstechniken und andererseits Instanzen zur Vermittlung von Bedeutung via Kommunikationsnachrichten (Künzler 2013, 54–55). In dieser Definition wird zwischen Medien erster und zweiter Ordnung unterschieden. Erstere stellen die der Informationsvermittlung zugrunde liegenden Techniken bereit (z.B. die Druckpresse oder das Internet), während Letztere Kommunikation zwischen Menschen herstellen (z.B. die Printpresse oder Soziale-Medien-Plattformen wie Facebook) (Beck 2010, 16–19; Künzler 2013, 54–55). Medien zweiter Ordnung wiederum sind »technisch basierte Zeichensysteme, die im sozialen Zusammenleben von Menschen zum Zwecke der Verständigung in institutionalisierter und organisierter Form verwendet werden« (Beck 2010, 16).

Massenmedien sind in diesem Sinne eine bestimmte Form von Medien zweiter Ordnung, die häufig durch drei Charakteristiken identifiziert werden. *Erstens* ermöglichen Massenmedien gemäß der einflussreichen Begriffsdefinition Maletzkes (1998) *indirekte* Kommunikation bei räumlicher oder zeitlicher Distanz zwischen Kommunikationspartner*innen. *Zweitens* ist massenmediale Kommunikation *öffentlich*, wendet sich also an eine unbegrenzte Empfängerschaft (Maletzke 1998, 45–46). Neben diesen zwei Merkmalen wird in der klassischen Definition von Massenmedien *drittens* die Einseitigkeit der Kommunikation bzw. die statische Rollenverteilung zwischen Sprecher*innen und Rezipient*innen als Merkmal aufgeführt (Dreesen, Kumięga und Spieß 2012; Maletzke 1998). Die zunehmende Digitalisierung²⁶ stellt diese Engführung des Massenmedienbegriffs auf einsei-

26 Wissenschaftler*innen argumentieren, dass ein wachsender Prozentsatz der heute verwendeten Medien digital ist. Oft wird der Begriff der »Mediatisierung« angebracht, um den zentralen Stellenwert dieser Digitalisierung in gesellschaftlichen Entwicklungen zu unterstreichen.

tige Kommunikation jedoch in Frage. So bedeuten Entwicklungen im Bereich digitaler und neuer Medien, dass Medienkommunikation nicht mehr nur linear, sondern zunehmend interaktiv und dialogisch ist (Beck 2010; Fraas und Klemm 2005). Dies führt zu einer potenziellen Entdifferenzierung der Rollenverteilung und zu einer crossmedialen Praxis (Hasebrink und Hepp 2017). In sozialen Medien wird beispielsweise auf Zeitungsinhalte reagiert und in dem Sinne plattformübergreifend kommuniziert. In dieser Weise finden heute öffentliche Diskussionen vermehrt medien- und plattformübergreifend statt (Altheide und Schneider 2013; Fraas und Klemm 2005; Fraas, Meier und Pentzold 2014). Dabei bleiben jedoch sowohl strukturelle Zugangsbeschränkungen institutionalisierter Medien als auch Ungleichheitsverhältnisse hinsichtlich der Reichweite verschiedener Plattformen bestehen.

2.3.2 Öffentlichkeit(en)

Um dem Gegenstand eines öffentlichen Mediendiskurses theoretisch und empirisch zu begegnen, ist es notwendig, sich mit dem Konzept der Öffentlichkeit zu befassen. In seinem einflussreichen Artikel *Publics and Counterpublics* unternimmt der amerikanische Sozialtheoretiker Warner (2002) den Versuch, Öffentlichkeit jenseits einer Habermas'schen Konzeption von Öffentlichkeit als rational-kritischer »Basis für gesellschaftliches Wissen und als modus operandi eines demokratischen Zusammenlebens« (Bieber 2016, 67) zu definieren. Dabei sind zwei Überlegungen Warners für die vorliegende Studie relevant:

Erstens konzipiert er Öffentlichkeit als relational durch die Zirkulation von Texten²⁷ entstehend. In diesem Verständnis ist Öffentlichkeit »a space of discourse organized by nothing other than discourse itself [...] it exists *by virtue of being addressed*« (Warner 2002, 50, originale Hervorhebung). Somit hängt Öffentlichkeit davon ab, dass es zirkulierbare Inhalte gibt, die von verschiedenen Menschen zeitlich und örtlich unabhängig voneinander gelesen bzw. gesehen oder gehört werden (Warner 2002, 51). In ähnlicher Weise wie Maletzke, der massenmediale Öffentlichkeit als an »eine unbegrenzte Empfängerschaft« gerichtete Kommunikation fasst, versteht Warner Öffentlichkeit als »a relation amongst strangers« (2002, 55). Auf diese Idee von Öffentlichkeit basiert Anderson seine erwähnte Konzeption von

chen (Couldry und Hepp 2016; Hepp 2013; Hjarvard 2011, 2013, 2008). Vermehrt gibt es jedoch auch Stimmen, die eine kritischere Bewertung des Konzeptes und dessen empirischer Fundierung fordern (Deacon und Stanyer 2014; Krüger 2018). In der vorliegenden Studie wird Digitalisierung im Sinne einer medialen, also technisch speicher- und verwertbaren Bereitstellung von Kommunikationsinhalten gebraucht.

27 Text wird hier im weitesten Sinne verstanden, es gehören also auch beispielsweise Audio- sowie Video-Texte zu Inhalten, deren Zirkulation eine Öffentlichkeit entstehen lässt (Warner 2002, 51).

nationaler Identität als zu einem substanziellen Teil mittels Printmedienkapitalismus konstituiert, denn dieser »made it possible for rapidly growing numbers of people to think about themselves, and to relate themselves to others, in profoundly new ways« (2006, 36). Während die Engführung auf Printmedien sicherlich zu kurz greift, gehe ich im Folgenden davon aus, dass potenziell hegemoniale Repräsentationen nationaler Identität unter anderem in massenmedialen Diskursen produziert und via öffentliche Medienplattformen verbreitet werden.

Da die folgende Analyse jedoch nicht als empirische Rezeptionsforschung konzipiert ist, kann über Reichweite und Effekt massenmedialer Diskurse hier nur spekuliert werden. Zudem blendet die Idee einer »unbegrenzten Empfängerschaft« die in jeder text- oder sprachbasierten Publikation vorhandenen Zugangseinschränkungen aus, wie beispielsweise Sprachverständnis, Lesekompetenz, finanzielle Ressourcen sowie technischer Zugang zum Internet. In diesem Sinne untersucht die vorliegende Studie die in verschiedenen Medienöffentlichkeiten ersichtlichen Darstellungen nationaler Identität sowie die Verhandlung von muslimischen Diskurspositionen in Bezug dazu, ohne eine abschließende Aussage zu der über den Mediendiskurs hinausgehenden Wirkungsmacht der erarbeiteten Diskurslinien machen zu können.

Zweitens unterscheidet Warner zwischen *der* Öffentlichkeit vis-à-vis *einer* Öffentlichkeit, eine Unterscheidung, an der im emischen Sprachgebrauch nicht immer klar festgehalten werde (2002, 49). Die Öffentlichkeit sieht er als Idee einer sozialen Totalität bzw. Einheit, »it might be the people organized as the nation, the commonwealth, the city, the state, or some other community« (2002, 49). Solche Öffentlichkeiten existieren zwar im Plural, aber »whenever one is addressed as *the* public, the others are assumed not to matter« (Warner 2002, 49).²⁸ In dieser Weise kann die Konzeption *der* »Schweizer Öffentlichkeit«, wie sie beispielsweise durch die *Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft* (SRG) produziert wird,²⁹ per se als nationalisierender Identitätsprozess verstanden werden, in welchem *eine spezifische* mediale Öffentlichkeit als Äquivalent zu *der* Öffentlichkeit bzw. als »imagined community« der Schweizer Nation gehandhabt wird.

Wenn in dieser Weise eine adressierte Öffentlichkeit als *die* Öffentlichkeit konzipiert wird, ist es wichtig, herauszuarbeiten, wer im Adressat*innenkreis miteinbezogen ist und welche Personen als Repräsentant*innen dieser Öffentlichkeit auftreten können. Somit ist das, was unter *der* Öffentlichkeit verstanden wird, Resul-

28 Warner sieht die Tendenz, dass *eine* Öffentlichkeit als *die* Öffentlichkeit verstanden wird, als Vorstellungen einer »bourgeois public sphere« verschuldet, die es uns ermöglichen »to think of a discourse public as a people and, therefore, as an actually existing set of potentially enumerable humans« (2002, 51).

29 Es ist Teil des öffentlichen Auftrages des SRGs, einen »Beitrag zur Festigung der nationalen Identität und Integration« (Künzler 2013, 111) zu leisten. Mehr dazu siehe Kapitel 4.1.

tat von oftmals unsichtbaren Zugangseinschränkungen sowie institutionalisierten Strukturen (Warner 2002, 77).

Strukturen wie institutionalisierte Massenmedien bilden den Rahmen »that allows some activities to count as public or general, while others are thought to be merely personal, private, or particular. Some publics, for these reasons, are more likely to stand in for *the* public, to frame their address as the universal discussion of the people« (Warner 2002, 84). Es gibt also eine Pluralität von Öffentlichkeiten, die in unterschiedlichen Verhältnissen zueinander und zu Konzeptionen einer gesamtgesellschaftlichen Öffentlichkeit stehen.

2.3.3 Medienplattformen und (Teil-)Öffentlichkeiten

Um die verschiedenen Öffentlichkeiten und ihre Zusammenhänge zueinander zu fassen, hat die Soziologin und Kommunikationswissenschaftlerin Elisabeth Klaus ein Modell von Teilöffentlichkeiten entwickelt (2001). Darin werden verschiedene mediale Teilöffentlichkeiten, die am gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozess teilhaben, entlang der Komplexität ihrer Kommunikationsformen unterschieden. Diese Perspektive ermöglicht es, die Teilöffentlichkeiten in ihrer Relation zueinander und somit hegemoniale Öffentlichkeiten sowie konkrete Teil- sowie Gegenöffentlichkeiten³⁰ gezielt zu identifizieren.

Spezifisch unterscheidet Klaus zwischen drei Ebenen der Öffentlichkeit (siehe Tabelle 1): der einfachen, der mittleren und der komplexen Öffentlichkeit, die entlang Kommunikator*innenrolle, Beziehung zwischen Kommunikator*in und Publikum sowie gesellschaftlicher Funktion differenziert werden (2001, 22).

Einfache Öffentlichkeiten bilden sich in spontanen, alltäglichen und interpersonellen Kommunikationen und sind durch die physische Kopräsenz der Kommunizie-

30 Strukturelle Ein- und Ausschlussmechanismen können zu der Bildung von Gegenöffentlichkeiten (counter-publics) führen (Warner 2002; Beltrán 2009; Brighenti 2010). Diese Öffentlichkeiten konstituieren sich durch ein explizit konflikthafte Verhältnis mit jener (massenmedialen) Öffentlichkeit, die als dominant bezeichnet wird (Warner 2002, 84–85). Gemäß Warner steht insbesondere Reichweite als Maßstab dafür, was als Öffentlichkeit und was als Gegenöffentlichkeit identifiziert wird. Wie alle Öffentlichkeiten entstehen auch Gegenöffentlichkeiten durch die Adressierung einer unbestimmten Anzahl unbekannter Personen (Warner 2002, 86). Dies wird jedoch im Bewusstsein getan, dass die ausgesprochenen Inhalte und Akteur*innen der Gegenöffentlichkeit in der hegemonialen Öffentlichkeit einen untergeordneten Status innehaben und ihnen dort vielleicht mit einer gewissen Feindseligkeit, zumindest aber mit einem Vorwurf der Unangemessenheit begegnet, oder gar als unzulässig ausgeschlossen würden (Beltrán 2009, 609; Dahlberg 2018, 39; Warner 2002, 87). Im Konzept von Gegenöffentlichkeiten kommen massenmediale Institutionen als begrenzende Struktur in den Blick, die eine bestimmte Form der Öffentlichkeit produzieren. In der vorliegenden Studie werden Soziale-Medien-Plattformen als Kontrastbeispiel zum massenmedialen Diskurs hinzugezogen, um potenzielle Gegenöffentlichkeiten identifizieren zu können.

renden charakterisiert. Auf dieser Ebene werden alltägliche Relevanzen und Deutungen ausgehandelt (Klaus 2001, 24).

Tabelle 1: Typologie der Teilöffentlichkeiten

Ebene von Öffentlichkeit	KommunikatorInnenrolle	Beziehung zwischen KommunikatorInnen und Publikum	Funktion
einfach	Voraussetzungslos	Interpersonal und gleichberechtigt	Festlegung der Bedeutung und Wirkung von Themen
mittel	Statuarisch geregelt, Sachkompetenz gefordert	Direkt, bei gleichzeitiger Rollendifferenzierung	Vermittlerrolle: Bündelung und Bereitstellung von Themen
komplex	Anspruchsvoll und professionalisiert	Einseitig und indirekt	Themenselektion, -verarbeitung und -verbreitung

(Klaus 2001, 22)

In *mittleren Teilöffentlichkeiten* hingegen bestehen mehr oder weniger stabile Organisationsstrukturen und Rollendifferenzierungen, in denen z.B. Vortragende und Zuhörende differenziert und, trotz eines direkten Kontakts zwischen Kommunikator*innen und Publikum, durch erforderliches Sachwissen als Rollen strukturell gefestigt werden (Klaus 2001, 22–23). Dieser Ebene der Öffentlichkeit kommt für Klaus vorwiegend eine Vermittlerrolle zu, und zwar bestehen hier direkte Verbindungen zu einfachen Öffentlichkeiten, was dazu führe, dass Themen aufgenommen, in einen allgemeineren Kontext eingebettet und für komplexere Öffentlichkeiten wahrnehmbar gemacht werden (Klaus 2001, 24).

Auf der Ebene der *komplexen Öffentlichkeiten* schließlich bilden sich komplexe und stabile Organisationsstrukturen, wie sie beispielsweise in massenmedialen Öffentlichkeiten und den professionellen Öffentlichkeitsarbeiten von Regierungen oder größeren Unternehmen erkennbar sind. Das Publikum dieser Kommunikationsebene bleibt eine abstrakte und gedachte Menge, wobei die zeitliche und räumliche Distanz zwischen Kommunizierenden und Rezipient*innen vorhanden bleibt (Klaus 2001, 23). Klaus sieht die gesellschaftliche Funktion dieser Öffentlichkeiten darin, bestimmte Themen zu verarbeiten und zu verbreiten, wobei ein Austausch mit mittleren Öffentlichkeiten notwendig sei, um relevante Themen auszuwählen (2001, 23–24). Die verschiedenen Teilöffentlichkeiten stehen in Klaus' Konzept in ei-

ner hierarchischen Beziehung zueinander, wobei die komplexe Öffentlichkeit hinsichtlich ihrer Reichweite als die potenziell einflussreichste und gleichzeitig hinsichtlich der Zugangsvoraussetzung als die strukturell eingeschränkteste verstanden wird.

In diesem Modell verschiedener Teilöffentlichkeiten sind Online- und Soziale-Medien-Plattformen einfache und mittlere Teilöffentlichkeit zugleich (Katzenbach 2016, 2010). So geschieht die Kommunikation auf sozialen Medien oft mehr oder weniger voraussetzungslos und potenziell gleichberechtigt (einfache Öffentlichkeit) und gleichzeitig kann die digitale Bereitstellung einzelner Themen dazu führen, dass ihnen überindividuelle, gesellschaftliche Relevanz zugeschrieben wird (Vermittlerrolle mittlere Öffentlichkeit) (Katzenbach 2016, 9).

Insbesondere anhand von Hashtags, die explizit die Möglichkeit bieten, Themen und Aussagen zu größeren Kommunikationszusammenhängen zu verknüpfen, kann ein ebenen-übergreifender Kommunikationsprozess entstehen, in dem sich vermeintlich individuelle Artikulationen (einfache Öffentlichkeit) zu gemeinsamen Meinungsäußerungen (mittlere Öffentlichkeit) entwickeln und schlussendlich von massenmedialen Organisationen als Themenschwerpunkte aufgenommen werden (komplexe Öffentlichkeit). Eine kommunikative Verflechtung der Öffentlichkeitsebenen ist exemplarisch in den Mediendebatten rund um #metoo (EN), #Aufschrei (DE) oder #balancetonporc (FR) zu sehen oder in der Entwicklung des Hash-tags #WhatBritishMuslimsReallyThink.³¹

Aufgrund der technischen Voraussetzungen des Internets kommt es zu einer vermehrten wechselseitigen Durchdringung bzw. einer »Intensivierung der Interaktion und Austauschprozesse« (Schrage 2017, 5) zwischen verschiedenen Teilöffentlichkeiten. Gleichzeitig haben Forschende darauf hingewiesen, dass dieser Wandel keineswegs zu einer »Disintermediation aller sozial kristallisierten Rollendifferenzierungen und Selektionsstufen in der gesellschaftlichen Wirklichkeitsbeschreibung« (Schrage 2017, 8) geführt habe. In diesem Sinne sei die hierarchische Struktur, entlang derer die Teilöffentlichkeiten geordnet sind, noch immer wirkungsvoll (Klaus 2001, 24).

So wird komplexen Öffentlichkeiten mit einer größeren Reichweite mehr Deutungsmacht zugeschrieben als mittleren oder einfachen (Klaus 2001, 25). Die vermehrten kommunikativen Anschlussmöglichkeiten, die mit der Digitalisierung ein-

31 Mit dem Hashtag reagierten einzelne britische Muslime auf Twitter mit individuellen und überwiegend humorvollen Äußerungen (einfache Öffentlichkeit) auf einen negativen Artikel in der Sunday Times (komplexe Öffentlichkeit). Die Menge an Tweets, die den Hashtag beinhalteten, machte die einzelnen Aussagen der tweetenden britischen Muslime als gemeinsame Meinungsäußerung ersichtlich (mittlere Öffentlichkeit) und erreichte schließlich auch die Aufmerksamkeit der massenmedialen bzw. komplexen Öffentlichkeit, als die Medienorganisationen BBC und CNN über den Inhalt des Twitter-Hashtags berichteten (Aeschbach 2017, 2018).

hergehen, erleichtern zwar potenziell die Verschränkungen der Ebenen und die Diffusion von Meinungen und Inhalten, der Zugang zu den komplexen Öffentlichkeiten ist jedoch noch immer reduziert. Somit ist die Selektion von zur Sprache kommenden Akteur*innen und Themen hinsichtlich der Pluralität vorhandener Sinnvariationen nach wie vor wirklichkeitskonstituierend (Schrape 2017, 8–9). Der Mediensoziologe Schrape verwirft daher die oftmals utopische Vorstellung einer mit der Digitalisierung einhergehenden Demokratisierung der Öffentlichkeitsstrukturen und zeigt auf, dass es nicht zu einer Ablösung klassischer massenmedialer Öffentlichkeiten durch internetbasierte Medien, sondern vielmehr zu einer Koexistenz verschiedener Öffentlichkeiten gekommen ist (2017, 4–6). Dies kann einerseits Teilöffentlichkeiten, die alternative Diskurslinien bereitstellen (Plaß und Schetsche 2001, 524), sichtbar machen, unterstreicht aber andererseits die Macht institutionalisierter Massenmedien, spezifische Diskurslinien als hegemonial zu etablieren bzw. Alternativen zu marginalisieren (Brighenti 2010, 64–65).

2.4 Abschließende Bemerkungen

Zusammenfassend wird der Untersuchungsgegenstand Mediendiskurs als auf mehreren Ebenen angesiedelt konzeptualisiert. Dabei werden mediale Diskurse als Orte verstanden, an denen nationale Identitäten verhandelt und entlang verschiedener Differenzkategorien diskursiv produziert werden. In nationalisierenden Identitätsprozessen müssen Selbst- und Fremdpositionierung nicht per se übereinstimmen; so ist es möglich, dass marginalisierte Personen in gewissen Mediendiskursen als nicht-zugehörig bzw. als »fremd« dargestellt werden, sie sich jedoch selbst als Teil der Nation verstehen (vgl. Yuval-Davis 2011, 17). Diese Asymmetrie weist sowohl auf die Machtverhältnisse hin, die in medialen Identitätsprozessen wirken, als auch auf die Möglichkeit alternativer Darstellungen von Identität.

Für die vorliegende Studie werden Momente hegemonialer und nicht hegemonialer Identitätskonstruktionen innerhalb massenmedialer Dokumente und innerhalb von Online-Teilöffentlichkeiten analysiert. Dabei wird die Hegemonialisierung gewisser Darstellungen von nationaler Identität als Resultat spezifischer Zugangsbeschränkungen sowie Legitimationsprozesse innerhalb einer massenmedialen, oft als gesamtgesellschaftlich gehandhabten Öffentlichkeit durch die Analyse von Online-Teilöffentlichkeiten herausgearbeitet. Diese Überlegungen sind konstitutiv für die konkreten Untersuchungsdaten, die im Kapitel 4 erläutert werden. Zuerst werden jedoch Darstellungen nationaler Identität in der Schweiz historisch aufgearbeitet und der derzeitige mediale Diskurs zum Thema Islam in der Schweiz wird mit Blick auf vorhandene Sekundärliteratur als ein zeitgenössischer Kontext nationalisierender Identitätsprozesse aufgezeigt.